

David Fries : II.

Autor(en): **Hz**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **1 (1874)**

Heft 36

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogischer Beobachter.

Organ der zürcher. Volksschule.

Abonnementspreis, franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 2. 50, halbjährlich Fr. 1. 30, vierteljährlich 70 Cts.
Insertionsgebühr für die zweispaltige Petit-Zeile oder deren Raum: 15 Cts.

Winterthur,

№ 36.

den 5. September 1875.

David Fries.*)

II.

Es erübrigt mir nun noch, nachdem die vorletzte Nummer in kurzen Zügen den äussern Rahmen des Lebensbildes gebracht hat, die Wirksamkeit des Verstorbenen namentlich in seiner Stellung als Seminardirektor zu charakterisiren; möge es nicht als eine Unbescheidenheit gedeutet werden, wenn Jemand diess thut, der persönlich den Verhältnissen am Seminar in Vergangenheit und Gegenwart fern gestanden hat. Das wenigstens darf ich geltend machen, dass ich mich redlich bemüht habe, verschiedene Urtheile und Darstellungen zu sammeln, sie an dem was ich selbst aus eigener Anschauung über die Persönlichkeit des Hingegangenen gewonnen, zu prüfen und zu sichten, und damit ein Gesamtbild zu erhalten, das, in Vielem ohne Zweifel mangelhaft, doch wenigstens den Vorzug des unbefangenen Strebens nach Objektivität besitzen dürfte.

Fries brachte für seine Stellung am Seminar eine ungewöhnlich hohe Bildung, uneigennütigen Sinn, redlichsten Willen, eine gewaltige Arbeitskraft und ein viel beneidetes Organisationstalent mit; er selbst war auch, als er die Stelle antrat, völlig überzeugt, dass er nun die Stellung gefunden habe, für die seine Individualität geeignet sei. Und doch waren die Antezedentien keineswegs ermuthigend; Scherr's Wirken am Seminar hatte durch gewaltsame Entfernung ein jähes Ende genommen, Bruch war gescheitert, Zollinger hatte in dieser Stellung sein Lebensglück nicht gefunden, sollte nun Fries der Erste sein, der auf dem verhängnissvollen Posten glücklich wurde und blieb?

Es ist gewiss ein tragisches Geschick, dass alle jene Eigenschaften, in deren Gesamtheit man eine Garantie für glückliches Wirken sehen mochte, nicht hinreichten, das Ideal zu verwirklichen, das sich Fries beim Beginn seines Direktoriums gesetzt und ihm die allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Freilich ist nichts leichter, als sich diese Thatsache so zu erklären, dass man diess als Schuld auf Rechnung seines Verhaltens oder dann aber des Verhaltens seiner Gegner setzt.

Niemand entspricht freilich unwandelbar seinem bessern Ich; in der Hitze des Streites wird gewöhnlich hüben und drüben gefehlt; aber in der Summirung fehlerhafter Schritte und in der Subtraktion der Fehlgriffe der einen Seite von den Fehlgriffen der andern liegt gewiss nicht die Erklärung der Dinge und das endgültige Urtheil über die handelnden Personen; so gewiss nicht als, wie der Dichter sagt: „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst.“ Die Harmonie der Persönlichkeit mit der Situation, in die sie eintritt, bedingt ihren Erfolg; in dieser Harmonie oder Disharmonie der ganzen Persönlichkeit, in ihren Vorzügen und Mängeln mit der umgebenden Situation, findet die Kritik ihre festen Anhaltspunkte; das Verhalten im Einzelfall tritt im Widerstreit von Prinzipien und Prinzipien, Charakteren und Charakteren in zweite Linie, ist etwas Abgeleitetes, Sekundäres;

„hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiss ich auch sein Wollen und sein Handeln.“ Und da muss nun allerdings gesagt werden, dass die Ursachen des mangelnden Erfolges bei allen trefflichen Eigenschaften, die Fries besass, in wesentlichen Punkten persönlicher Art sind und darauf zurückweisen, dass die Persönlichkeit und die Stellung, in die Fries am Seminar eintrat, doch nicht allseitig für einander passten.

Während die Stellung eines Seminardirektors eine sehr exponirte ist und das Verhalten desselben von vornherein den verschiedensten Beurtheilungen in der öffentlichen Meinung anheimfällt, gehörte Fries zu denjenigen Individualitäten, denen es schwer wird, sich leicht aufzuschliessen, die der Aussenwelt — von den vertraulichen Verhältnissen des Familienlebens und der Freundschaft rede ich nicht — eine gewisse Sprödigkeit entgegenstellen und in dem Bewusstsein, das Rechte zu wollen, es verschmähen, sich mit Andern über die Redlichkeit ihres Willens auseinandersetzen. Scharfe Beobachtung liess ihn kühl bleiben, wo Andere leicht in Enthusiasmus gerathen; er wollte nicht anders scheinen, als er fühlte, und so mangelte ihm jene sichtbare Begeisterung, die mühelos Andere zur Begeisterung hinreisst. Sein klar zergliedernder Verstand und sein ordnender Sinn wussten sich in komplizirte Verhältnisse hineinzudenken, nicht empirisch, sondern spekulativ umfasste er den Umkreis alles Möglichen; jeder Fall war in seinem systematischen Denken vorausbedacht, und wurde für die Praxis in Reglemente gefasst; aber die freie Entscheidung des Momentes und die wirklichen Thatachen liessen sich dann doch nicht immer in die Bestimmungen dieser Reglemente binden und schliessen. Fries war eine energische, durchgreifende Natur; aber solche Naturen gewinnen besonders in selbstständiger und herrschender Stellung etwas Autoritäres, das die Welt behandelt, wie sie sich dieselbe konstruirt haben, nicht wie sie wirklich ist und ihre Gegenrechte geltend macht, das bei Widerspruch leicht gereizt wird und zur Gewaltthätigkeit neigt; und wo das Vermittelnde vertraulichen Aufschliessens mangelt, da können auch verbitternde Missverständnisse nicht ausbleiben. So lässt es sich erklären, dass Fries sich zwar die allgemeine Achtung, aber wenig persönliche Anhänglichkeit und Liebe bei seinen Zöglingen erwarb; dass der Fortbestand des Konviktes, den er sich beim Antritt des Direktoriums ausbedungen, trotz der anerkannten Uneigennützigkeit, mit der er denselben führte, für ihn eine Quelle beständiger Anfeindung wurde; und dass im Schoosse des Konventes jene Disharmonien ausbrachen, welche den Seminarstreit im Jahre 1864 vor die Oeffentlichkeit brachten.

Zeitweise freilich ist es ihm wirklich gelungen, inniges Gefühl und persönliche Anhänglichkeit in den Zöglingen zu wecken; namentlich war das der Fall auf jenen Turnreisen, die er alljährlich mit den Seminaristen machte; da, in Gottes freier Natur, in geselligem rüstigem Zusammenleben fielen die Schranken, welche das Haus zwischen den Gemüthern aufgerichtet; mit wahrer Begeisterung erinnern sich noch Viele solcher schönen Tage; aber mit der Rückkehr machte der Konvikt wieder seine Rechte geltend und die Stimmung des Alltagslebens zerdrückte die zarten Keime.

Dazu kam aber noch ein zweites. Diejenigen die Fries und seine Art des Unterrichts näher kennen, sind wol dar-

*) Im ersten Theil dieses Aufsatzes (Nr. 34 des „Päd. Beob.“) sind folgende Druckfehler stehen geblieben: S. 133, Spalte I, Z. 14 des Textes: 1808; lies: 1818. — Z. 1 v. u.: städtischen Behörden, lies: Schulbehörden. — S. 134, Spalte II, Z. 25: dem vor; lies: vor dem.

über einig, dass das Universitätskatheder für ihn die richtige Wirksamkeit geboten hätte. Seminaristen von 15—19 Jahren waren für seine abstrakte begriffliche Lehrart im Ganzen zu jung, zu warmblütig. Je die Besten der verschiedenen Klassen konnten seinen Unterricht sich wirklich zum geistigen Eigenthum machen; sie empfanden die treffliche Turnübung des Verstandes, die er ihnen verschaffte, und freuen sich noch heute dankbar, wie Fries sie denken gelehrt hat; den Uebrigen ging der Unterricht über die Köpfe hinweg; wol schauten sie zu dem Lehrer herauf, aber es gelang ihm nicht, seine Schüler zu sich heraufzuheben, sie geistig zu fesseln und ihnen eine bleibende Richtung zu geben. Nehmen wir hinzu, dass Fries, dessen Zeit durch organisatorische und vielseitige unmittelbare Arbeit vollauf in Anspruch genommen war, mehr nur gelegentlich auf dem Gebiete der Pädagogik sich literarisch bethätigte, dass er sich also den Ruf fachlicher Meisterschaft in der öffentlichen Meinung der Fachmänner nicht erwerben konnte, der nie verfehlt auch auf die unmittelbare Thätigkeit aus der Ferne einen verklärenden Glanz zu werfen, am wenigsten in den Augen strebender und enthusiastischer Jugend, denen ein bedeutender Name an und für sich etwas gilt — so wird uns aus allem dem erklärlich, warum die Achtung, die sich Fries erwarb, mehr eine allgemein menschliche blieb, und auf dem speziellen Berufsfelde nicht zur Anhängerschaft, zur liebevollen Pietät der Jünger gegenüber dem Meister führen konnte.

Das ist eben das Verhängnis in der Stellung, welche Fries als Leiter der zürch. Lehrerbildungsanstalt einnahm: seine Individualität gelangte in ihr nicht zu voller Wirksamkeit; manche Eigenschaften, die sie verlangte, gingen ihm beim besten Willen ab, und manche Vorzüge seines Wesens kamen hier nicht so fruchtbar zur Geltung, wie diess wol in andern Lebensstellungen der Fall gewesen wäre.

Nun lagen aber auch in den allgemeinen Verhältnissen für die gedeihliche Leitung der Direktion manche erschwerende Momente. Schon als Fries die Direktion antrat, war in der Lehrerschaft die Stimmung wesentlich eine andere geworden, als nach seinem Auftreten zu Gunsten Scherr's. Bei aller Wolmeinheit, welche in der Präsidialrede der Synode 1851 seine Angriffe gegen Mängel der Volksschule geleitet, hatte eben doch das Autoritäre seines Auftretens, die von oben herab gefällte Kritik, der der Hintergrund der eigenen Erfahrung in Lust und Leid des Lehrerlebens mangelte, angestossen; die Popularität im Lehrerstande und die freundschaftliche Fühlung mit demselben, welche eine wesentliche Bedingung für das gedeihliche Wirken des Erziehers der jungen Lehrerschaft ist, war ihm damit verloren gegangen und das Einzige, was diesen Mangel hätte ersetzen können, die geistige Schöpferkraft, welche die jugendliche Generation mit den eigenen Ueberzeugungen zu erfüllen und zu begeistern weiss, war ihm nicht eigen. So traf er ausserhalb des Seminars von vornherein eine Gegnerschaft, die sich in prinzipiellem Gegensatz gegen ihn fühlte, die den Gang der Dinge in der Anstalt mit wachsamem und kritischem Auge verfolgte und deren Gesinnung nicht ohne Einfluss auf diesen selbst bleiben konnte.

Und hierin liegt doch überhaupt wol eine Hauptursache des Nichterfolges, dass Fries von aussen und oben her an seine Stelle gesetzt, nicht aus dem Lehrerstand hervorgegangen war. Nach den bisherigen Einrichtungen war der Seminardirektor der Repräsentant der Lehrerschaft, Wohl und Wehe der jüngern Lehrer hing in weitgehender Weise von ihm ab, es lag in dem Amte selbst ein stark monarchischer Beisatz. Eine solche Stellung kann ertragen werden, wenn die Ueberzeugung allgemein ist, der Träger derselben kennt und hat erfahren, was die Volksschule und der Lehrer an derselben empfindet, vermisst und fordert; er gehört mit seiner Vergangenheit und seinem Fühlen und Denken uns zu. Es würde eine fast übermenschliche Kraft gebraucht haben, wenn Fries, der erste zürch. Seminardirektor,

dessen Vergangenheit bis dahin wesentlich auf einem andern Gebiete als dem der Schule sich bewegt, dieser Schwierigkeit obgesiegt hätte; dass er sie nicht zu überwinden vermochte, wird der ruhig Urtheilende weder ihm, noch seinen Gegnern als Schuld anrechnen.

Und wenn Fries deshalb niemals völlig mit dem Lehrerstand verwechselt, so war seine Stellung vielleicht gerade durch das, was auf den ersten Blick als Gegengewicht gegen diese Schwäche seiner Position erschien, um so mehr erschwert. Er vertrat das Seminar in der Aufsichtskommission, er war bis 1869 Mitglied des Erziehungsrathes, er war einer der hervorragendsten Vertreter der politischen Richtung, die bis zur Revision im Kanton Zürich regierte. Standen auch die Erziehungsdirektoren Dubs und Suter nicht in engem Verhältniss zu ihm, war sogar der eine von ihnen in Opposition gegen ihn gewählt, und dem andern gegenüber das Verhältniss des Seminardirektors keineswegs immer ein angenehmes, im Erziehungsrath und in der Aufsichtskommission sassen eben doch in der Hauptsache persönliche Freunde und Gesinnungsgenossen des Seminardirektors. Es lag die Gefahr nahe, in diesen Kreisen durchzusetzen, was seine individuelle Anschauung war; und noch schlimmer wirkte die Meinung, dass die Ansichten des Direktors dieser Verhältnisse wegen, durch die Macht gedeckt, schliesslich immer doch Recht behalten werden und der Schlag nur auf die Gegner zurückfalle; der loyalen Opposition war dadurch von vornherein die Kraft genommen, dem Widerspruch die Bahn des Gewaltigen, Revolutionären gewiesen.

Es ist wol mehr oder weniger unbewusst das Gefühl, doch nicht den richtigen Platz seiner Wirksamkeit gefunden zu haben, das Fries nach wenigen Jahren der Seminarleitung zu einer Ueberbürdung mit Geschäften führte, die mehr mit seiner Stellung als Gemeindeangehöriger von Küssnacht, als mit der Seminardirektion in Zusammenhang standen. Dadurch wurde der Direktor den Zöglingen und dem Seminar mehr entfremdet, es kamen Fälle von Unordnung und Insubordination vor, die sonst wol — nach dem Urtheil von Zeitgenossen — hätten vermieden werden können, und endlich brach der Streit im Convente aus, der von den Oberbehörden zu Gunsten von Fries entschieden, die Ausscheidung von vier hervorragenden Lehrkräften zur Folge hatte. Es gereicht dem siegenden Direktor zur Ehre, dass auch er durch diese Vorgänge belehrt, sein Verhalten unaufgefordert modifizierte; mehr als bisher widmete er seine Kräfte wieder dem Seminar selbst; das Geschehene aber war nicht nach allen Seiten wieder gut zu machen. Provisorien schwächten die Intensivität der Lehrkraft des Seminars; man musste sich, namentlich da von den Oberbehörden grössere Ausgaben möglichst vermieden wurden, behelfen wie man konnte. Und kaum begann das Seminar von diesen Zuständen sich zu erholen, da kam der Revisionssturm von 1867. Jetzt rächte sich, dass die Stelle eines Seminardirektors immer zugleich als eine Art politischer Stellung war betrachtet worden, und am schwersten traf diese Vermischung verschiedener Dinge Fries selbst, der in seinem Amte ohne Gesetzesänderung unabsehbar den Hintergrund verlor, auf dem die innere Sicherung seiner Stellung beruhte, seine politischen Freunde aus der Macht und in die Opposition gedrängt sah, und persönlich — wie er denn gewiss mit Recht immer von sich bekannt, er sei kein Diplomat — durch die Doppelstellung als treuer Freund seiner alten Freunde und Anhänger auch einer gesunkenen Partei durch seine Doppelstellung als Parteimann und Seminardirektor in eine schiefe Stellung gerieth, in der er selbst am meisten litt; persönlich weniger verbittert als die meisten, die neben ihm Wortführer bis dahin gewesen und selbst dem Gegner volle Gerechtigkeit wiederfahren lassend, dann aber doch wieder in den Parteikampf mitgerissen, den Impulsen des Momentes folgend, die frühere Klarheit und Stetigkeit seines öffentlichen Auftretens nicht immer behauptend.

Aus diesem innern Zwiespalt, der seiner geraden Natur antipathisch sein musste und wol auch an seiner Lebenskraft zehrte, hat ihn der Tod erlöst.

Die ernste Stimmung aller Derer, die am Leichenbegängniß theilnahmen und die Betheiligung aller Parteien an demselben zeigte, dass der Tod eine freundlich versöhnende Kraft besitzt. Ist es diesen Zeilen gelungen, das freundliche Bild des Hingegangenen für die Erinnerung und den Nachruf lebendiger zu gestalten, so ist ihr Zweck erfüllt. Denn sie sind aus vollem Herzen niedergeschrieben; mag das Urtheil über den Verstorbenen ein noch so verschiedenes sein, das ist mir doch Sache voller Ueberzeugung: Wir haben einen braven Mann begraben. Ich darf wol auch offen hinzufügen: „Und mir war er lieb!“ Hz.

Trennung der Geschlechter.

(Eine nicht bloss pädagogische Streitfrage.)

III.

Hören wir nun einige Urtheile von solchen Pädagogen, die an städtischen gemischten Schulen hinreichende Erfahrungen gemacht haben. Der verstorbene Seminardirektor Scholz, der jahrelang der gemischten Stadtschule in Neisse vorgestanden, äussert sich in seiner Jubiläumsschrift wie folgt:

„Ueberausgesreich war der Einfluss der Mädchen auf die Knaben. Es ist mir nicht vorgekommen, dass der Anstand verletzt worden wäre. Die rohen Ausbrüche der Knabennatur wurden durch die gesittete Haltung der Mädchen gemildert. Die Vorurtheile mancher Eltern der höhern Stände, dass der milde Sinn ihrer Tochter durch die wilde Natur der Knaben aus den verschiedenen Ständen in der Schule gefährdet werden möchte, schwanden von Jahr zu Jahr. Dass nicht auch einzelne lose Vögel unter den Knaben gewesen seien, welche die Grenzen des Zulässigen zu überschreiten versuchten, will ich nicht in Abrede stellen; aber diese Neckereien prallten an dem ernsten Sinn der Mädchen ab. Ja ich könnte Namen von ehemaligen Schülerinnen nennen, die durch ihre Haltung, gleich einer Priesterin, den kecksten Knaben Achtung einflössten. . . . Wenn Söhne und Töchter an demselben Tische in der Familie gespeist werden, Männer und Frauen, Jungfrauen und Jünglinge in der Kirche zur gemeinschaftlichen Erbauung sich versammeln: warum sollen in der Schule Knaben und Mädchen in gesonderten Räumen unterrichtet werden? Wenn Lehrer aus Gründen der Sittlichkeit die Trennung der Geschlechter in unsern Volksschulen für nothwendig, für pädagogisch richtig und heilsam halten, so beweisen sie damit die Ohnmacht ihrer Wirksamkeit und stellen sich selbst ein Armuthszeugniss aus. Erblicken Eltern in dem Zusammenleben von Knaben und Mädchen in der Schule eine Gefahr für die Entwicklung des Geschlechtstriebes und dadurch für die Sittlichkeit ihrer Kinder, so zweifeln sie selbst an der Reinheit des Sinnes derselben oder schliessen von sich auf ihre Kinder.“

„Freilich“ fügt E. Sack hinzu, „sind solche Zeugnisse aus Deutschland ziemlich selten, indem dort, abgesehen vom Lande, beinahe überall die Scheidung der Geschlechter durchgeführt ist. Bemerkenswerth ist, dass die Konferenz, welche im Auftrag des Ministers Falk im August 1873 über das mittlere und höhere Mädchenschulwesen verhandelte, die Frage, ob eine Trennung der Geschlechter wünschenswerth oder nothwendig sei, gar nicht in den Kreis ihrer Erörterungen zog. Die Trennung der Geschlechter wurde als selbstverständlich vorausgesetzt; die Konferenz wagte es sogar, als Grundsatz aufzustellen, „dass die vollständig organisirte höhere Mädchenschule ihre Schülerinnen vom vollendeten 6. bis zum vollendeten 16. Lebensjahre beansprucht“. Das ist auch eines der zahlreichen Beispiele für die alte Erfahrung, wie unendlich oberflächlich solche Konferenzen arbeiten, wie leicht Staatspädagogen die wichtigsten Fragen der Pädagogik

behandeln und entscheiden. Glücklicherweise haben sie nicht das letzte Wort zu sprechen und um ihre Resolutionen kümmernt sich weder die Wissenschaft, noch das Leben.“

Angesichts der reaktionären Strömung, die seit dem Kriege in sozialen Fragen durch Deutschland geht, ist es begreiflich, dass auch die Standeschulen munter aufblühen; denn die Ausdrücke Volksschule, Mittel- und höhere Schule bedeuten nicht etwa verschiedene auf einanderfolgende Stufen, sondern parallel neben einander herlaufende Anstalten für das „Volk“, den „Mittelstand“ und „die höhern Stände“. Dem gleichen Zug der Zeit entspricht auch die strenge Scheidung der Geschlechter in den Schulen. Wenden wir uns daher einem Lande zu, dessen Verhältnisse und Bestrebungen den unsrigen mehr entsprechen, und dessen pädagogische Grundsätze daher auch mehr Anspruch auf unser Zutrauen haben — auf die in jugendlicher Kraft aufblühende Union. „Dort wendet sich die Waagschale der Entscheidung unverkennbar zu Gunsten des Gemeinschaftssystems. Nur in den ältern Städten, wie Boston, New-York, Philadelphia ist noch die Mehrheit der Schulen bei dem System der Trennung geblieben, theils mit Rücksicht auf die dafür eingerichteten Baulichkeiten, theils in Anhänglichkeit an alte Vorurtheile, welche aber sichtlich zu schwinden beginnen. In der Mehrzahl der Städte des Nordens dagegen ist in den öffentlichen Schulen (den sogen. freien Volksschulen) das Gemeinschaftssystem angenommen. In den westlichen Städten ist die Vereinigung durch den ganzen Schulunterricht durchgeführt bis zu dem Stadium der Reife für die Universität (zu welcher die Frauen Zutritt haben). Nirgends hat die Gemeinschaftsschule etwas von dem Gebiete eingeüsst, welches sie von Alters her inne hatte: an vielen Punkten dringt sie vorwärts in alte Gebiete der Sonderschule. Ihre Vertheidiger können sich rühmen, kaum einen Gegner im Lager der Schulmänner zu zählen, welche das Gemeinschaftssystem aus praktischer Erfahrung kennen, während die Zahl der Freunde dieses Systems fortwährend zu wachsen scheint. Ja sie behaupten, dass ihnen Niemand vorgekommen sei, der nicht nach kurzem Aufenthalte in den Anstalten des Gemeinschaftssystems von seiner Abneigung dagegen bekehrt worden sei.“

In der Union bestehen, wie in England, sog. Colleges, d. h. Akademien, mit denen die nöthigen Mittelschulen organisch verbunden (gewöhnlich mit Pensionseinrichtungen) sind. In einer grosser Zahl dieser Colleges werden Knaben und Mädchen gemeinschaftlich erzogen, und es haben also die Lehrer solcher Schulen seit vielen Jahren Gelegenheit gehabt, den Einfluss des Zusammenlebens der beiden Geschlechter durch alle Stadien des Jugendalters zu beobachten. Aus mehreren übereinstimmenden Zeugnissen hervorragender Schulmänner haben wir Folgendes hervor von Dr. Fairchild, welcher dem Oberlin-College 7 Jahre lang als Schüler, 25 Jahre lang als Lehrer und Direktor angehörte:

„Auf die Frage, ob die Mädchen einen besondern Schulkursus nöthig haben, der speziell ihrem Naturell und ihrer künftigen Thätigkeit angepasst ist, erwidere ich: Das System unserer Schule ist niemals davon ausgegangen, dass Männer und Frauen in ihrer geistigen Begabung durchaus gleich angelegt seien, oder dass sie natur- oder ordnungsmässig dieselbe Stellung in ihrer Lebensarbeit einnehmen sollen. Die in unserer Anstalt gewährte Erziehung ist eine allgemeine, keine Berufsbildung. Die Natur der Frau wird den gegebenen Lehrstoff sich aneignen für ihre Bedürfnisse und nach ihren eigenen Verhältnissen. Junge Männer und Frauen sitzen an demselben Tisch und geniessen dieselbe Nahrung, und wir nehmen nicht an, dass die Lebenskräfte nicht im Stande sein sollten, aus dem gemeinsamen Material dasjenige Gewebe an Knochen, Muskeln und Nerven herauszuarbeiten, was zu jeder Konstitution gehört.

„Man hat die Besorgniss gehegt, es würde der Charakter auf der einen oder andern Seite verschlechtert